

Fehlt mir denn etwas?

Hätte ich in diesen Zeiten einen Wunsch frei, wäre es folgender: Ich beame mich nach Hamburg an den hölzernen Küchentisch der Freundin, bei der ich mich immer so willkommen und aufgehoben fühle. Sie hat noch drei weitere Frauen eingeladen, wir haben ein Glas Wein vor uns, lachen, fallen einander ins Wort, hören uns aber auch aufmerksam zu, suchen irgendwann nach Schokoladenresten und haben, wenn wir uns spät in der Nacht mit einer Umarmung verabschieden, raue Stimmen vom vielen Quatschen. Meinen Freundinnen fühle ich mich tief verbunden, sie sind eine wichtige Konstante in meinem Leben, und es würde mich schwer treffen, eine von ihnen zu verlieren. Das geht vielen Frauen so. Auch unsere Autorin Stefanie von Wietersheim schrieb vor zwei Wochen auf dieser Seite unter dem Titel „Meine Perlen und ich“ über die Bedeutung von Freundschaften. Sie erzählte von einem Treffen mit acht Freundinnen um die 50 in Berlin, von den Gesprächen, die geführt wurden, schwärmte von dem Band zwischen sich und den anderen.

Obwohl mir das so vertraut ist, wurde ich bei der Lektüre des Textes immer ungläubiger. Denn in der Liebeserklärung an ihre Freundinnen spielte das „Mami-Sein“, wie es die Autorin selbst nennt, die wichtigste Rolle. Sie schrieb, alle Frauen, die in Berlin für eine Auszeit zusammenkamen, führten ihr Leben engagiert, mit Höhen und auch Tiefen, manchmal weniger selbstbestimmt als gewünscht. „Aber vor allem kämpfen und lieben sie für ihre Kinder – und das verbindet uns mit einem unsichtbaren stählernen Band, von dessen Struktur und Stärke Männer überhaupt keine Ahnung haben.“ Und sie fuhr fort: „Das liegt sicher daran, dass die körperliche Erfahrung von Geburt und Mutterschaft etwas ist, was Überlebensmechanismen aktiviert. Als Mutter geht es in manchen Momenten um Leben und Tod. Oder um die Angst vor Leben und Tod. Tag und Nacht, in unseren Träumen und Albträumen. Und deshalb hat das Freundschaftsband der Mütter durchaus etwas Ausschließendes, Trennendes, Radikales. Auch nach den Babyjahren.“

Für mich, die ich zwar immerhin Frau, aber kinderlos bin, transportieren diese Zeilen wahrlich eine ausschließende Botschaft. Fühlen sich meine Freundinnen, die Mütter sind, untereinander enger verbunden als mit mir? Kann ich mich weniger in meine Freundinnen hineinversetzen, weil mir die Geburts- und Muttererfahrung fehlt, ich nicht weiß, wie sich bedingungslose Liebe anfühlt? Führe ich mit den beiden ebenfalls kinderlosen Frauen aus meinem Freundinnenkreis andere Beziehungen als mit den Müttern? (Auflösung vorab: Nein, sie sind nur verfügbarer.)



Illustration: Christine Rösch

Eine Liebeserklärung an die besondere Freundschaft zwischen Müttern an dieser Stelle hat Widerspruch hervorgerufen, auch bei unserer Kollegin *Eva Schläfer*.

Da ich nun eindeutig nicht die am besten geeignete Person bin, um die getroffenen Feststellungen über das Besondere an Mütterfreundschaften zu hinterfragen, schrieb ich vier Freundinnen zwischen Mitte dreißig und Ende vierzig, alle mit jeweils zwei Söhnen im Alter zwischen vier und zwölf gesegnet, eine E-Mail und fragte: Unterscheiden sich die Freundschaften, die ihr mit Müttern habt, von denen mit kinderlosen Frauen? Falls ja, inwiefern?

Bevor ich mit den Antworten fortfahre, ein schneller Zwischenruf an alle Väter: Die Pauschalität, mit der Ihnen im Plädoyer für Mami-Freundschaften die Bereitschaft abgesprochen wird, sich in vergleichbarer Weise um die eigenen Kinder zu kümmern wie die Mütter, finde ich erstaunlich. In meinem Umfeld glänzen die Väter nicht durch Abwesenheit.

Doch zurück zu meinen Freundinnen, die sich untereinander nicht gut oder gar nicht kennen und die ich in unterschiedlichen Phasen meines Lebens getroffen habe. Alle stellten zunächst einmal fest, sie hätten mehr enge Freundinnen mit Kindern als ohne, mussten aber erst einmal über das genaue Verhältnis nachdenken. Alle vier betonten, dass sie ihre festen Freundinnen bereits kennengelernt hatten, bevor Kinder überhaupt ein Thema wurden. Dadurch gebe es eine gemeinsame Erfahrungswelt vor den Kindern, die man teile, auf der die Freundschaft fuße und die dazu beitrage, dass über sehr viel mehr gesprochen werde als über die Kinder. Freundschaften, die „nur“ über die Kinder (Geburtsvor-

reitungskurs, Kita, Schule) entstanden waren, hätten meist nicht lange gehalten oder sich wieder zum Status „gute Bekannte“ zurückentwickelt. Gespräche, die einzig um die Kinder kreisten, seien auf Dauer keine Basis für eine Freundschaft, könnten schnell ermüden. Eine schrieb dezidiert: „Bei mir ist es tatsäch-

lich so, dass ich keine richtigen Freundinnen über die Kinder gefunden, geschweige denn behalten habe.“

Auf die konkrete Frage zu möglichen Unterschieden in Freundschaften mit Müttern und mit kinderlosen Frauen antworteten die vier nicht konträr, aber in Nuancen. Die eine schrieb: „Meine

Freundschaft mit einer kinderlosen Frau ist genauso herzlich, intensiv, humorvoll wie mit einer Mutter. Dass wir unter Umständen andere Themen und Interessen teilen, gilt ja für alle Freundinnen. Mit jeder einzelnen verbindet mich eine individuelle Geschichte.“ Die andere formulierte: „Sowohl mit den einen wie mit den

anderen rede ich gleichermaßen über uns, über unser Leben – und manchmal auch über die Kinder.“ Diese seien aber nur ein Teil des Lebens. „Und nicht der, über den ich mich definiere. Soll heißen: In der Art, wie ich mit meinen Freundinnen rede, machen Kinder keinen Unterschied. Sie sind kein verbindendes Band, schon gar keines, das stärker ist als alles andere. Ich teile nicht den Geburtsschmerz oder sonstige körperliche Extremerfahrungen.“ Dahinter setzte sie einen Smiley.

Trotzdem stimme es, dass das Thema Kinder unter Frauen ein Einstiegsthema sei, speziell wenn man sich erstmals begegne. Etwa wenn es um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf und den damit verbundenen Stress gehe. „Aber genauso gut unterhalte ich mich über die entspannende Wirkung von Yoga, wie gut ein Rotwein am Abend tun kann oder wie gerne ich endlich mal wieder eine Nacht durchtanzen würde. Je nachdem, wie das Gespräch eben gerade läuft. Und völlig unabhängig davon, ob meine Gesprächspartnerin Kinder hat oder nicht.“

Eine weitere Freundin sah das etwas anders. Sie kommt zu dem Schluss, „wohl doch ein anderes Verhältnis zu kinderlosen Freundinnen zu haben als zu denen mit Kindern. Aber nicht, weil ich mit ihnen weniger vertraut wäre oder sie weniger achte, sondern weil ich es genieße, mit kinderlosen Freundinnen all die Themen zu besprechen und die Dinge zu machen, die ich mit den Frauen mit Kindern leider oft nicht machen kann. Wenn ich mich mit kinderlosen Freundinnen treffe, dann ist das für mich mental gewissermaßen eine Auszeit vom Muttersein, vorausgesetzt diese kinderlosen Freundinnen sind mit sich im Reinen.“

Am spannendsten fand ich aber folgende Aussage, die Antithese zur Mami-Connection: Muttersein verbindet nicht per se, es kann auch extrem trennend sein. Einer der Frauen fiel auf, dass die kinderlosen Freundinnen in der Regel nicht dächten, ihre Erziehung kommentieren zu müssen – „obwohl ich sie als Außenstehende oft für sehr objektiv halte“. Mütter untereinander neigten hingegen dazu, sich gegenseitig auf das „Minenfeld Erziehung“ zu zerrren, das eines „mit vielen absoluten Ansichten“ sei.

Was machen wir jetzt mit diesen Erkenntnissen? Ich finde: Es ist ein Segen, dass wir uns die Menschen, mit denen wir uns gerne umgeben, aussuchen können. Aber ich glaube auch, dass es ganz grundsätzlich gut für uns alle wäre, weniger exklusiv zu denken. Denn eine das Leben bereichernde Freundin (oder ein Freund) kann hinter jeder Begegnung mit einer Fremden stecken. Ganz egal, ob sie Mutter ist oder nicht.

Der am 9. Januar erschienene Artikel „Meine Perlen und ich“ von Stefanie von Wietersheim kann unter faz.net/MeinePerlen nachgelesen werden.

■ UND DAS SAGEN LESERINNEN ZUR „MAMI-FREUNDSCHAFT“

Ja, eine Geburt ist ein einschneidendes Erlebnis, und sicher gibt es Gespräche, die sich besser mit Menschen führen lassen, die selbst ein ähnliches – oder, da jede Geburt anders ist, zumindest ein ähnlich einschneidendes – Erlebnis hatten. Diese Gespräche, wie überhaupt die langjährigen Freundschaften, seien der Autorin von Herzen gegönnt. Der im Artikel mehrfach zitierte „Mami-Magic-Glue“ leitet die Innigkeit dieser Freundschaften jedoch aus Vorstellungen von Mutterschaft ab, die weit über das Geburtserlebnis hinausgehen, nicht mit wissenschaftlicher Evidenz vereinbar sind und stattdessen dazu beitragen, das Macht- und Teilhabefälle zwischen Männern und Frauen weiter zu zementieren. Diesen Vorstellungen zufolge sind nur Mütter zu einer bestimmten Form von Nähe, Hingabe und Fürsorge in der Lage. Dies ist durch die moderne Bindungsforschung schon lange widerlegt. Auch

Personen, die nicht selbst geboren haben – Väter sowie Adoptiv- und Wahltern gleich welchen Geschlechts –, sind ebenso wie biologische Mütter in der Lage, enge Bindungen zu Kindern einzugehen und liebevolle Fürsorge zu übernehmen. Dass sie nicht in gleicher Weise wie biologische Mütter für ihre Kinder „kämpfen und lieben“ (können) und von der Bindungsstärke biologischer Mütter „überhaupt keine Ahnung haben“, wie die Autorin völlig faktenfrei postuliert, ist ein Schlag ins Gesicht aller engagierten und liebevollen Väter wie nichtbiologischer Eltern. Darüber hinaus vermittelt der Artikel auch ein toxisches Mutterbild, nämlich das der aufopfernden, sich selbst, ihre Bedürfnisse und ihren Kräftehaushalt ignorierenden Mutter. Auch dieses Bild ist falsch und schädlich: Nein, Mütter verfügen nicht über magische Kräfte, sondern haben Grenzen wie alle anderen Menschen

auch. Vielmehr führt die gesellschaftliche Erwartungshaltung, sich bis ins Letzte aufopfern zu müssen, Mütter nicht selten in den Burnout – oder hindert sie zumindest daran, Chancen zur beruflichen, wirtschaftlichen, politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Teilhabe zu ergreifen.

Susanne Melin, Stuttgart

Was will die Autorin sagen? Warum wird dieser Artikel geschrieben? Frauen, natürlich Akademikerinnen, älteren Jahrgangs, die sich hier treffen, sind die perfekten „Mamis“? (Männer als Väter sind eh eine andere Liga.) Die Bindung der Damen im Freundeskreis besteht darin, dass sie Mütter sind und „immer wieder körperliche und seelische Schmerzen ertragen“. Das hat nichts mit „perversem Mutterkreuzromantik“ zu tun. Na, da habe ich die Intention dieses Artikels wohl immer noch nicht verstanden.

Imke Winter, Priestewitz

NUR FÜR KINDER UND ALLE ANDEREN

LABOR
ATELIERGEMEINSCHAFT
PRÄSENTIERT

SPIEL PLATZ

HEUTE VON ZUBINSKI

ADÉ

BIS BALD

SERVUS

BABA!

TSCHÖ!

FÄLLT DIR NOCH EIN NETTER ABSCHIEDS-GRÜß EIN?